

GHGB Genealogisch- Heraldische Gesellschaft Bern



**Mitteilungsblatt
Nr. 29**

Juni 2005

Inhalt

Vorwort (<i>Charlotte Seiler, Münsingen</i>)	2
Ein langer Brief aus Amerika (<i>Daniel Guggisberg, Redondo Beach, USA</i>)	3
Tätigkeitsprogramm	18
Ans Licht geholt (<i>Andreas Blatter, Münsingen</i>)	19
So fotografierten unsere Ahnen (<i>Andreas Blatter, Münsingen</i>)	20
Schiefertafel	32
Zum Gedenken an Paul Battaglia und Hermann Jaun-Heim	33
Erste Erfahrungen mit digitalisierten Kirchenbüchern (<i>Hans Minder, Lauperswil/Andreas Blatter, Münsingen</i>)	34
Mutationen	36
Uniformen der Musikgesellschaft Aarberg (<i>Hans Jenni, Bern</i>)	37
Antworten auf häufig gestellte heraldische Fragen, Teil 1 (<i>Hans Jenni, Bern</i>)	44
Adressen GHGB	47
Anmeldeformular	48

Impressum

Organ der Genealogisch-Heraldischen Gesellschaft Bern GHGB

Redaktion: Andreas Blatter, Belpbergstr. 38a, 3110 Münsingen;

abl@andreasblatter.ch

Druck: Wenger Druck AG, 3634 Thierachern

Auflage: 350 Exemplare

Erscheint zweimal jährlich

Vorwort

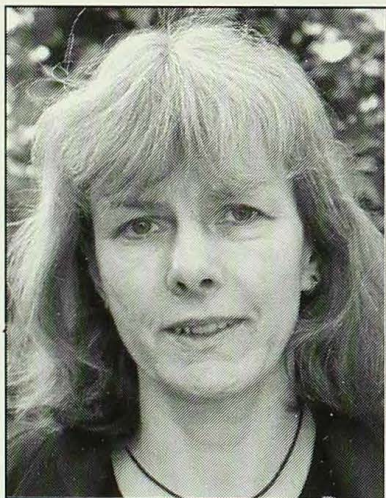
Liebe Forscherinnen, liebe Forscher

Neues wagen! Das war vor 6 Jahren mein Motto, als ich mit dem Joggen anfang. Heute lasse ich meinen Gedanken als Vorwortschreiberin freien Lauf.

Während meinem ersten Lauf an einer Laufsportveranstaltung, dem Frauenlauf in Bern, fragte ich mich allen Ernstes, warum tust du dir das an! Die Erkenntnis: Ich fordere, messe mich mit anderen, tue etwas für mich und meine Gesundheit und bin als Individuum doch ein Teil einer grossen, gleich gesinnten Gemeinschaft.

Bei der GHGB wurde ich von Anfang an freundschaftlich aufgenommen. Als neues Mitglied des Vorstandes möchte ich nun meinen kleinen bescheidenen Beitrag zum Wohle dieser Gesellschaft im Sinne einer Gemeinschaft leisten.

Vom Züribiet kommend - mit einem Abstecher ins Baselbiet - wohne ich nun schon seit 22 Jahren zusammen mit meinem Ehemann und der erwachsenen Tochter in Münsingen. Nebst Haus und Garten gehören auch eine stattliche Anzahl griechischer Landschildkröten und eine Katze zu meinem Leben.



*Charlotte Seiler
Beisitzerin GHGB*

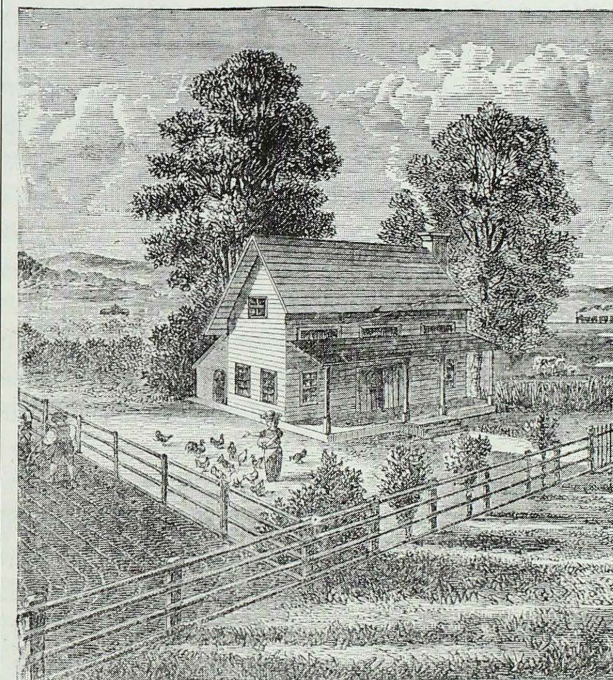
Als Einzelkind - und erst noch ohne Cousinen oder Cousins - begann ich schon als Teenager zu forschen. Ich löcherte meine älteren Verwandten und bat sie einen kurzen Lebenslauf zu schreiben. Mit meinem Interesse den Wurzeln näher zu kommen, entstand mein erster Stammbaum. Erst Jahre später erwachte mein Interesse neu, und „Computer sei Dank“, Änderungen können schnell und bequem eingefügt werden. Aber mit der EDV ... oder vielleicht mit mir ... ist das so eine Sache...

Wenn mir die ganze Forschung mit oder ohne Technik zu viele Rätsel aufgibt, ziehe ich meine Laufschuhe an und geniesse die Natur.

City, Hauptstadt des Staates Missouri, reiste und dort als Commis in ein Handlungs-
haus eingetreten bin. Die Gründe, warum ich meine Handlungsagentur aufgab, habe
ich in meinem Briefe ausführlich angegeben. Leider konnte ich in meiner neuen
Stelle nicht so lange verweilen, als es mir lieb gewesen wäre. Das alte Fieber (Wech-
selfieber) packte mich schon nach Verfluss von drei Wochen, und zwar so stark, dass
mir die Aerzte ganz einfach sagten, ich müsse absolut ein anderes Klima aufsuchen.
Mein Prinzipal, Herr C.F. Lohmann, half mir dadurch aus der Verlegenheit, dass er
sofort an seinen Bruder, Herrn Henry Lohmann in hier, schrieb und mir bei demsel-
ben eine Stelle verschaffte. Ich packte denn meine Sachen zusammen, vertraute
mich einem Dampfboote an und nach einer Wasser-Reise von sieben Tagen und drei
Stunden erreichte ich glücklich meinen Bestimmungsort. Helena ist ein Landstädt-
chen im Staate Arkansas, am rechten Ufer des Mississippi, mit einer Einwohnerzahl
von circa 3'000. Arkansas ist kurz vor dem Secessions-Kriege als Staat in die Union
aufgenommen worden. Während des Krieges, 1861 bis 1865, gehörte es zum südli-
chen Sonderbund und verfocht mit demselben die Interessen der Sklavenhalter ge-
gen die Nordstaaten. Nach dem Kriege bis 1868 zeichnete sich Arkansas sehr un-
vorthelhaft dadurch aus, dass es alle Anordnungen, welche die siegreichen Nord-
staaten hier trafen, ignorirte und sich dadurch eine dreijährige Militär-Herrschaft auf
den Hals lud. Seit 1868 sind die Verhältnisse wieder etwas geordneter, und seit zwei
Jahren ist der Staat neuerdings im Congress vertreten. Die Bevölkerung beträgt
ungefähr 800'000 und besteht zu einem Drittheil aus Weissen und zu zwei Drittheilen
aus ehemals leibeigenen Negern. Das Hauptprodukt des Staates Arkansas ist Baum-
wolle. Rings um Helena herum liegen Hunderte von Baumwollen-Pflanzungen. Die
diessjährige Ernte ist eine ausgezeichnete; schade, dass der Absatz während des
europäischen Krieges ein geringer ist. Das Klima ist, wie dasjenige der übrigen
Südstaaten, ein sehr warmes. Letzte Woche hatten wir während ein paar Tagen ein
wenig kaltes Wetter, der Thermometer stand am 23. und 24. Dec. 3-4 Grade unter
Null. Gegenwärtig ist es wieder so warm, wie in der Schweiz an einem schönen
Maitage. Die Vegetation ist hier eine äusserst üppige. Cedern, Magnolien, Akazien,
Rosen, wilde Reben, Meerrohr, Aprikosen- und Orangen-Bäume wachsen hier im
Freien und ihre Mannigfaltigkeit und Grösse giebt das beste Zeugnis für den Reich-
thum des Bodens. Die ganze Umgegend von Helena ist hügelig und wasserreich.
Stellenweise ist das Terrain so compact, dass man sich nur dann annähernd einen
Begriff davon machen kann, wenn man an das Engloch oder an den Dürrgraben
denkt. Die weisse Bevölkerung, aus frühern Sklavenhaltern bestehend, ist in ihrem

Benehmen äusserst aristokratisch; es fällt ihr eben sehr schwer, ihr früheres Arbeits-
vieh und ihre Milchkuh, den Neger, als gleichberechtigt anerkennen zu müssen.
Binahe die ganze weisse Bevölkerung besteht aus Amerikanern; Deutsche sind
hier sehr wenige zu finden, Franzosen und Spanier sind sehr zahlreich und je mehr
man südlich kommt,
desto mehr findet
man deren. Die Schu-
len sind, trotz des
mehrfährigen Krie-
ges, in gutem Zustan-
de. Man wünscht hier
allgemein, einen
Theil des Stromes
der deutschen Ein-
wanderung nach
dem Staate Arkansas
zu leiten. Die gesetz-
gebenden Behörden
sowohl, als verschie-
dene gemeinnützige
Vereine haben in die-
ser Beziehung die
einleitenden Schritte
gethan. Alle derarti-
gen Bestrebungen
werden jedoch
umsonst sein, so lan-
ge man die deut-
schen Arbeiter, die
hier ankommen, nach
der Manier der Skla-
ven-Barone, d.h. so
recht von oben herab
behandelt. Ein ande-
res nicht unwichtiges

Geh' nach der
großen Amerikanischen Republik,
dem Lande der Gleichheit
und der Heimath des Freien.



Ausicht einer Farm an der Galveston, Harrisburg und San Antonio
Eisenbahn in Texas,
Vereinigte Staaten von Nord-Amerika.

Werbebrochure um 1879

Hinderniss besteht in dem heissen Klima, das den Deutschen durchschnittlich nicht besonders zuträglich ist. Die Entfernung zwischen Jefferson City und hier beträgt etwas mehr als 800 Meilen. St. Louis ist 630 Meilen nördlich von hier und New-Orleans, am Golf von Mexiko, liegt etwa 600 Meilen von hier. Die Staaten Kentucky und Tennessee, welche ich auf der Reise hieher passiren musste, gehören ebenfalls schon zu den Südstaaten, haben aber beide ein etwas kälteres Klima. Wenn Ihr auf der Karte den Staat Arkansas finden wollt, so müsst Ihr ihn unter dem 34sten Breiten- und 93sten Längengrade suchen. Was mein Fieber betrifft, so verlor ich dasselbe gleich am zweiten Tage meines Aufenthalts in hier und zwar ohne ärztliche Medikamente. Seitdem bin ich wieder wohl und hoffe, diesen Frühling und Sommer hier im Süden verleben zu können. Kommt dann die Cholera oder das gelbe Fieber, so mache ich vielleicht wieder einen 200 bis 300 Stunden langen Abstecher nach dem Norden oder auch, der Abwechslung halber, nach Californien, dem amerikanischen Canaan. Ich glaube übrigens, dass ich mich hier im Süden nach und nach acclimatisiren werde, ohne dabei in's Gras beißen zu müssen. Sollte das Letztere jedoch dennoch der Fall sein, so kann ich mich damit trösten, dass jedem Menschen einmal so etwas passirt. Meine Stellung bei Hrn. Henry Lohmann ist eine angenehmere, als die frühere bei seinem Bruder in Jefferson City. Meine Besoldung beträgt \$ 45 per Monat, \$ 20 für Kost, Logis und Wäsche abgerechnet, bleiben mir immer noch \$ 25 per Monat frei. Es ist übrigens nöthig, dass wieder etwas in meine Casse fliesst, die lange Reise von Jowa nach dem Süden (etwas über 450 Stunden) hat mich etwas zu viel Geld gekostet. Da mein Prinzipal ein alter Junggeselle ist, der keine eigene Wirthschaft führt, so muss ich die Kost in einem Privathaus einnehmen. Mein Kostherr ist ein Franzose vom reinsten Geblüte, der über die beständigen Niederlagen der grossen Nation halb ausser sich ist; seine Frau ist eine Amerikanerin. Monsieur Archias und seine Hausehre sind recht nette Leute und geben mir Gelegenheit mehr als genug, mich im Französischen und im Englischen zu vervollkommen. Seit Wochen gebe ich ihren Kindern, einem Knaben von 12 und zwei Mädchen von 8 und 7 Jahren Unterricht im Französischen, im Englischen und in der Geographie. Wie viel ich dafür bekommen werde, weiss ich noch nicht, habe aber keinen Kummer, dass sie mich nicht ordentlich bezahlen werden. Schweizer sind hier sehr wenige; ich kenne bloss einen solchen, einen Genfer, der hier in der Stadt einen Uhren-Laden hat. Monsieur Michaud, dieses ist sein Name, ist ein sehr geachteter Mann und eines der prominentesten Mitglieder der hiesigen Freimaurer-Loge. Er kann mir nicht genug anrathen, mich in diese geheime Verbindung aufnehmen zu lassen und hat mich zu

dem Zwecke schon mit verschiedenen Freimaurern bekannt gemacht. Ich weiss nicht, ob ich mich zum Eintritt in jene Bruderschaft entschliessen werde, glaube aber, dass ich in der Gesellschaft solcher Leute, wie die hiesige Loge deren 9 aufzuweisen hat, nichts verlieren, sondern nur gewinnen könnte. In gesellschaftlicher Beziehung gefällt es mir hier im Süden lange nicht so gut, wie im kalten Norden. Die Sklavenhalter-Noblesse ist zu exklusiv und mit dem Neger mag ich mich, trotzdem ich ihm alle Rechte eines Menschen zuerkenne, nicht gut abgeben. Der Neger ist eben dermal noch nichts anderes, als das, wozu ihn die Peitsche des Sklavenhalters gemacht hat: ein halbes Stück Vieh. Dessenungeachtet wird er hier in den Südstaaten später noch eine bedeutende Rolle spielen. Er ist stark an Körper und Geist, zeigt sehr viel Bildungstrieb, grosse Geschicklichkeit in allerhand Arbeiten und tiefen Respekt vor dem Gesetze. Es ist eine sonderbare Thatsache, dass die halbverthierten Schwarzen seltener mit dem Strafgesetze in Conflict kommen als ihre ehemaligen Herren, denen alle Bildungsmittel zu Gebote standen.

Bevor ich Jowa verliess, machte ich Keller, Hänni und Vater Brönnimann einen Besuch. Sie befinden sich Alle recht wohl. Vater Brönnimann hatte etwas auf dem Herzen und konnte es nicht anders als mit etzlichen Gläschen, nicht etwa von „Weibels Zehnbatzige“, sondern von purem altem Kornschnapps wegschwemmen. Er erwartete schon lange die „zeitlichen Güter“, so ihm von seiner Schwester sollen zukommen, und vertraute er mir in Gegenwart von Freund Keller; er habe dem Vater zu diesem Zwecke Vollmacht gegeben, aber trotz verschiedener Mahnungen habe er ihm das Geld noch nicht geschickt. Es müsse da etwas nicht ganz recht sein, schloss er seine Jeremiade, und er werde sich wohl an das Regierungsstatthalter-Amt wenden müssen.



Friedr. Kissling,

Auswanderungsagent,

Bollwerk Nr. 78 in Bern,

befördert fortwährend Auswanderer nach allen überseeischen Plätzen zu den billigsten Preisen. **Wen heute an finden seine Expeditionen über Havre in direkter Verbindung mit dem Riederhause C. Brown & Comp. statt, was nicht zu übersehen ist.**

Bern, den 23. September 1868.

Die Bekanntmachung bewilligt: Der Justiz- und Polizeidirektor ad interim:
Hartmann.

Inserat einer Auswanderungsagentur aus dem Jahre 1868

Ich gab ihm den Rath, ja nichts zu versäumen und wenn möglich selbst dafür zu sorgen, dass der bernische Grosse Rath durch ein Dekret in diesem Specialfalle die langen Fristen, wie die 3 monatliche Frist des amtl(ichen) G(üter) V(erzeichnisses) sowie die 6monatliche Aufkündigungs-, einmonatliche Zahl-Aufforderungs- und 3monatliche Pfändungsfrist, abschaffe etc. – Ich glaube, es wäre gut, wenn der Vater, falls Brönnimann das Geld nicht erhalten hat, demselben einen kurzen Bericht senden würde. Noch besser wäre es, wenn man dem alten misstrauischen Gespensterseher seine Vollmacht zurücksenden würde mit dem Bedeuten, er möge sich Jemanden Anders suchen, um ihm als Zielscheibe seiner verdächtigenden Ausfälle zu dienen. An Onkel Niklaus Messerly habe ich den letzten Brief, den ich von Euch erhalten, sowie auch die Photographie von Schwester Lina gesandt. Trotz der Bitte, mir dieselben sofort zu retourniren und trotz verschiedener Mahnungsbriefe, auf welche ich nicht die geringste Antwort erhielt, bin ich bis heute nicht wieder in den Besitz jener Sachen gelangt. Ich werde nun noch einmal probiren, ob Onkel Klaus meine Bitten ignorirt; thut er es, und er ist dessen wohl fähig, so muss ich Euch bitten, mir noch eine Photographie von Vater und Mutter und eine solche von Lina zuzusenden. Die erstere Photographie habe ich durch den Brand in Dubuque verloren.

Da Fräulein Louise Jacoby sich in einem ihrer Briefe als des Englischen vollständig mächtig erwiesen hat, so werde ich den nächsten Brief an sie in dieser Sprache schreiben. Es wird dieses der erste längere Brief sein, den ich in englischer Sprache schreibe und ich fürchte, dass er nicht mit Unrecht etwas scharf kritisirt werden wird. Wenn Ihr auf der Karte nachseht, so werdet Ihr finden, dass in südwestlicher Richtung von hier der Staat Texas liegt. Im nächsten Mai wird eine Anzahl junger Leute von hier dorthin ziehen. Sie haben mich eingeladen, die Reise mit ihnen zu machen. Jeder Theilnehmer hat sich mit einem Reitpferd, einer Schrotflinte, einem Revolver, einem Jagdmesser und mit Proviant für 14 Tage zu versehen. Die Entfernung zwischen hier und Fort Gibson beträgt 380 Meilen und an gebahnte Wege ist natürlich nicht zu denken. Da es im Mai schon ordentlich warm sein wird, so wird man nur Morgens und Abends reisen können. Texas ist der gesündeste Staat des ganzen Südens und wird nun, da der Krieg zu Ende ist, einen raschen Aufschwung nehmen. Das Land ist ausgezeichnet und Wasser und Holz soll ebenfalls mehr als genug sein. An verschiedenen Orten, wie in New-Braunschweig, San Antonio, Houston und Galveston, sind ganze Colonien von Deutschen, die sich über das Klima durchaus nicht zu beklagen haben. Die zahllosen Büffel- und Mustang-Heerden liefern ausgezeichnetes Fleisch und gute Reitpferde, die Jagd ist, wie hier in Arkansas, eine vortheilhafte



Auswanderer im Hafen von Le Havre.

Beschäftigung. In San Antonio ist eine Fleisch-Extrakt-Fabrik errichtet, die von einer deutschen Gesellschaft geleitet wird und ausgezeichnete Geschäfte machen soll. Die Hauptbeschäftigung der Landbewohner in Texas ist die Viehzucht. Auch die Schafzüchter sollen dort gute Geschäfte machen.

Drei Eisenbahnen durchschneiden den Staat in verschiedenen Richtungen und zwei andere sind gegenwärtig im Bau. Ausser dem Red River und dem Rio Grande sind mehrere andere schiffbare Flüsse und Ströme in Texas.

Im westlichen Texas sind Silberminen, die einen guten Ertrag liefern. Durch einen Vertrag zwischen der Vereinigten Staaten Regierung und der ehemaligen Republik Texas vom Jahre 1848 sind alle Ländereien in Texas, die noch nicht besiedelt sind, Eigenthum des Staates. Dieselben werden gegenwärtig zu \$ 1.25 Cents per acre an Ansiedler verkauft. Ich werde mich soviel möglich über die Verhältnisse in Texas unterrichten und wenn ich es vortheilhaft für mich finden sollte, dort meinen dauernden Aufenthalt zu nehmen, so werde ich mich der Expedition, welche im Mai von hier abgehen wird, anschliessen.

Die Preise der Lebensmittel sind hier im Süden um ein Bedeutendes höher, als in den Nordstaaten. Das Bushel Korn (Mais), das in Jowa zu 60-70 Cents zu haben ist, kostet hier \$ 1; das Rindfleisch ist hier 3-4 Cents per Pfund theurer als dort; ebenso der Waizen, der Roggen etc. Die Kartoffeln werden gegenwärtig zu \$2.50 per Bushel verkauft und werden, bevor neue da sind, bis auf \$ 4 per Bushel steigen (1 Bushel = 2 Mäs). Zucker, Kaffee und Reis sind ziemlich wohlfeil. Schweinefleisch kostet 10 Cents per Pfund und wird massenweise vom Norden importirt. Ich weiss nicht, ob ich in einem meiner frühern Briefe einen Irrthum berichtet habe, der in der Schweiz in Betreff des Comforts in den hiesigen Häusern herrscht. Es ist wahr, dass im Norden, namentlich da, wo die Ansiedler noch nicht lange wohnen, oft das Nöthigste in Puncto Comfort fehlt; allein überall da, wo die Gegend schon ein paar Jahre lang bewohnt ist, wird man solche Bequemlichkeiten und so gut eingerichtete Zimmer antreffen, als in irgend einem Landbezirke der Schweiz. Da alle Möbel mittelst Maschinen hergestellt werden, so kommen dieselben verhältnismässig billig zu stehen und sind daher Artikel, die auch dem weniger Bemittelten zugänglich sind. Wer die feinen Ruhebetten und gepolsterten Schaukelstühle, die höchst praktischen und dabei doch billigen Eisenofen, die prächtigen Wandschränke von Hartholz und die feinen runden Tische gesehn, die man hier in den Wohnungen der Arbeiter trifft, der wird gewiss nicht über Mangel an Comfort klagen.

Es thut mir leid, dass ich nicht Gelegenheit habe, Euch die hübschen Weihnachts Geschenke zu zeigen, die ich vor acht Tagen erhalten habe. Meine Prinzipale haben mir ein Paar schöne Stiefel verehrt; Herr und Frau Archias gaben mir ein Dutzend feine Taschentücher und ein Cache-nez, Herr Michaud überraschte mich mit einem hübschen Taschen-Calender für 1871. Von meinen Zöglingen erhielt ich einen hübschen Spazierstock und ein prachtvolles Rosen-Bouquet.

Mit dem grössten Erstaunen habe ich aus den Zeitungen entnommen, dass die Franzosen, trotzdem ihre Hauptstadt eingeschlossen und ihre militärische Macht vollständig gebrochen ist, fortfahren, einen höchst unnützen Widerstand zu leisten und die Kriegsschulden immer grösser zu machen. Dass diese Hartnäckigkeit an dem Endresultate des Krieges nichts ändern wird, ist klar genug. Wer weiss, ob das französische Volk, wenn es einmal von seinen Republikanern à la Rochefort et à la Gambetta genug an der Nase herumgeführt worden ist, nicht am Ende den Gefangenen von Wilhelmshöhe zurück beruft und ihm von Neuem die Geschicke des unglücklichen Frankreichs in die Hand gibt. Ich bin überzeugt, dass Niemand besser als der Staatsstreichler im Stande sein würde, die Wunden, welche der Krieg

geschlagen, in verhältnismässig kurzer Zeit zu heilen. Sehr lieb wird es mir sein, durch Euern nächsten Brief zu vernehmen, wie es während des gegenwärtigen Krieges in der Schweiz aussieht, ob die Geschäfte stocken, ob die Lebensmittel im Preise gestiegen sind etc. Ferner wird es mich freuen, über die Sympathien und Antipathien der Schweizer im gegenwärtigen Kriege Aufklärung zu erhalten. Die Zeitungen sind alle voll von europäischen Nachrichten; aber von dem lieben Heimatlande ist darin wenig oder gar nicht die Rede.

Für heute kann ich nicht mehr schreiben; ich bin müde und abgespant. Am nächsten Sonntag will ich dann diesen Brief bis zu Ende schreiben.

Ich wünsche Euch allen von ganzem Herzen ein glückliches und segensreiches neues Jahr und die beste Gesundheit.

Helena, den 8. Januar 1871

Vorgestern Abend schrieb ich nach Jefferson-City an Herrn C.F. Lohmann mit der Bitte, mir die Briefe, die aus der Schweiz dorthin gesandt werden sollten, doch unverzüglich hierher zu schicken. Es ist mir so, als müssten dieses Neujahr irgend welche Nachrichten von Euch angelangt sein. Wir haben hier die ganze Woche hindurch prachtvolles Wetter gehabt. Der Thermometer differirte zwischen dem 40. bis 58. Grade nach Fahrenheit. Die Bäume bekommen Knospen und Ende dieses Monats werden wir Blüthen haben. Am Donnerstag, Nachmittags, machte ich in Begleitung des Herrn Archias einen Ausflug auf eine Plantage, welche 6 Meilen von hier liegt und einem Franzosen gehört. Auf dem Wege dorthin schossen wir zwei Hasen und eine Wildkatze, welche letztere wir, um sie nicht selbst ausziehen zu müssen, um den Preis von \$ 1.50 C(ents) an einen Neger verkauften. Es ist sehr viel Wild hier in der Umgegend. In der Neujahrswoche wurden vier schwarze Bären in die Stadt gebracht, die dem Vieh der Pflanzler etwas zu aufsässig geworden waren. Diese Bären sind nicht so gross als die europäischen, aber doch immerhin noch ganz respectable Bursche. Hirsche sind diesen Winter nicht so viele wie sonst; es sind deren jedoch immerhin noch genug und die Metzger verkaufen das Fleisch von denselben bloss einen Cent per Pfund theurer als das Rindfleisch. Die Kost ist hier, selbst in den besten Häusern, nicht so gut wie in den Nordstaaten. Man isst hier freilich, wie im Norden, dreimal des Tages Fleisch; allein es werden hier nicht so viele Vegetabilien aufgetischt wie dort. Ein fernerer Uebelstand besteht darin, dass alle Speisen viel zu stark gewürzt werden. Salz, Pfeffer, Zimmt, Senf etc. machen dem neuen Ankömmling, der nicht an die südliche Küche gewohnt ist, vielen Aerger. Auch in Bezug auf Reinlichkeit lässt die

Küche viel zu wünschen übrig. Weisse Dienstmädchen sind keine zeh'n hier in der Stadt und die Negerinnen geben sich keine besondere Mühe, den diesfallsigen Ansprüchen zu genügen. Deutsche Dienstmädchen sind hier im Süden allen übrigen vorgezogen und erhalten nebst Kost, Logis und Wäsche durchschnittlich \$ 15 per Monat (Fr. 60 à 70). Auch die Handarbeiter erhalten hier gute Bezahlung, unter \$ 20 per Monat wird selten gearbeitet. In der Sommerszeit wird Mittags von 12 bis 2° Uhr nichts gearbeitet; die Leute müssen, der grossen Hitze halber, eine ziemlich lange Mittagsrast halten.

Ich war überrascht, hier im Süden neben der üppigen Vegetation eine solche grosse Zahl der verschiedensten Vögel zu finden. Und ein Gefieder haben diese Sänger des Waldes, das an Mannigfaltigkeit und Farbenpracht nicht übertroffen werden kann. Vögel mit Federn roth wie Blut, gelb wie Zimmet, blau wie das schönste Veilchen fliegen hier in Massen herum. Eins jedoch fehlt ihnen. Sie singen lange nicht so schön wie die Nachtigall, die Lerche oder der Buchfink. Der einzige Vogel, der schön singt, ist der sogenannte Spott-Vogel, der jede mögliche Melodie, die man ihm vorpfeift, in kürzester Zeit ohne den geringsten Fehler wiedergibt. Wunderhübsche Thierchen sind die zahllosen Colibri's, die nicht grösser sind als eine Baumnuss und im Sommer von Blume zu Blume schwirren, um, den Bienen gleich, den süssen Honig einzusaugen. Bei der früheren Aufzählung der Produkte des hiesigen Bodens habe ich vergessen, des Zuckerrohrs zu erwähnen. Die Staaten Louisiana und Mississippi sind die eigentlichen Zuckerstaaten, aber auch schon hier wird der Zuckerrohr mit Vortheil gepflanzt. Jeder Pflanzer in der hiesigen Gegend pflanzt genug davon, um das ganze Jahr hindurch bei jeder Mahlzeit Melasses (Saft des Zuckerrohrs) genug zu haben. Dieser Melasses ist süss wie Honig und ist besonders zum Nachtschiff sehr beliebt. Ein sehr gutes Geschäft hier in den Südstaaten ist die Gärtnerei. Herr Archias, bei welchem ich zu Hause bin, ist ein Gärtnere von Beruf und hat hier zwei prächtige Gemüse- und Blumengärten. Durch den Krieg verlor er all' sein Hab' und Gut und ist trotzdem gegenwärtig im Besitze eines Vermögens von mehr als \$ 15'000. Und mit was hat er so viel Geld verdient? Mit nichts Anderes als mit der Gärtnerei. Er nimmt gegenwärtig durchschnittlich jeden Tag für Blumen, Rüben, Rübli, Rettig und Sellery einen Betrag von \$ 8 bis \$ 10 ein. Im Frühjahr und Herbst verdient er dann noch nebenbei ein schönes Stück Geld mit den jungen Fruchtbäumen, welche er zu \$ 1 bis 1.50 per Stück verkauft. Ein anderer Erwerbszweig, der ihm ordentlich Geld einbringt, ist das Anlegen und Einrichten von Gärten für Privatleute, Pflanzer etc. Dazu kommt der Ertrag der vielen Früchte, die im Sommer per Eisenbahn und

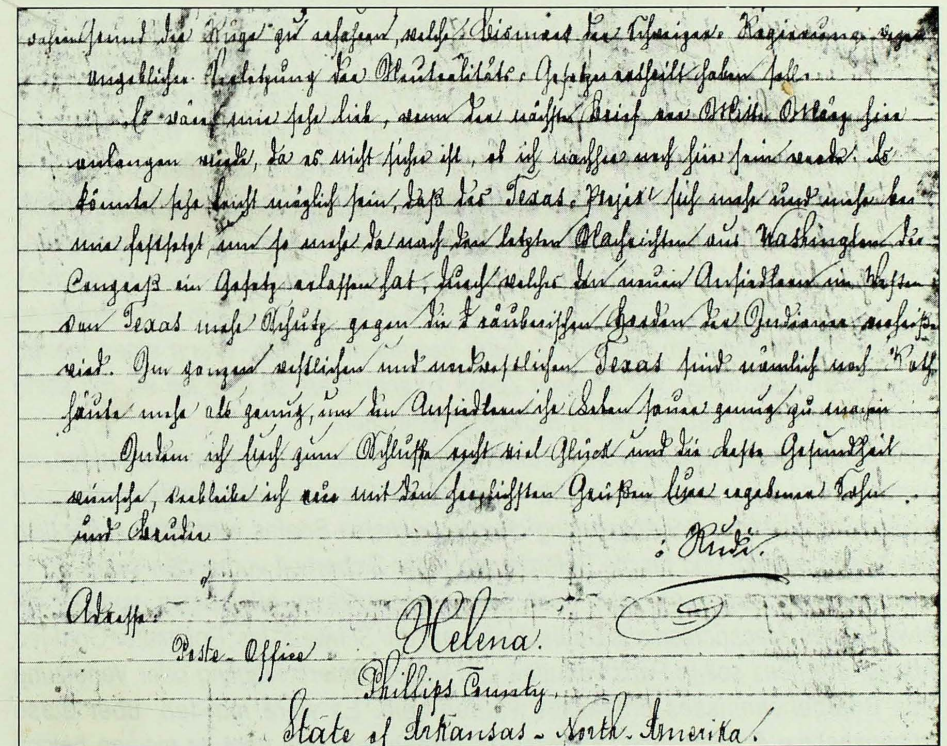


Auge in Auge mit der Freiheitsstatue - ein wohl einmaliger Moment für Immigranten.

Dampfschiff nach dem Norden versandt werden. Ich weiss nicht, ob ich Euch in meinem letzten Briefe mitgeteilt habe, dass ich in Omaha, im Staate Nebraska, im letzten Herbste zwei ehemalige Wachtmeister der 9ten Scharfschützen-Compagnie, Gaffner und Eduard Karlen von Thun, antraf. Gaffner hat dort ein grosses und sehr gut eingerichtetes Restaurant und verdient, wie ich von mehreren Seiten gehört habe, sehr viel Geld. Karlen hat im Osten das Graveur-Geschäft erlernt und ist erst diesen Sommer nach dem Westen gekommen. Als ich in Omaha war, arbeitete Karlen bei Gaffner als Kellner.

Ueber die politischen Verhältnisse Amerika's werdet Ihr durch die Presse bereits gehörig unterrichtet sein. Schon jetzt bereitet man sich auf den grossen Wahlkampf des Jahres 1872 vor. Grant hat wenig Aussicht, für einen fernern vierjährigen Term als Präsident der Ver. Staaten gewählt zu werden. Er hat während seiner bisherigen Verwaltung zu viele Böcke geschossen und seinen Gegnern zuviel Gelegenheit zu Klagen gegeben, um vor den Augen des amerikanischen Volkes ferner Gnade zu finden. Grant mag ein tüchtiger General sein, als erster Beamter der Republik hat er sich nicht besonders gut bewährt. Die Anstellung corrupter Parteigänger in allen Zweigen der Administration, die Absetzung aller seiner politischen Gegner von ihren Stellen, soweit eine solche in seiner Gewalt lag, die Versorgung seiner zahlreichen Vettern und Basen, Schwägern und Schwägerinnen mit fettbesoldeten Bundesämtern haben ihm viele Feinde zugezogen. Dazu kommt noch die schwache, fast möchte ich sagen, feige Politik, welche er in der Cuba-Angelenheit gegen Spanien befolgt hat, die armselige Art und Weise, wie er mit England in Betreff der Alabama-Ansprüche verfährt, seine etwas zu stark ausgesprochene Neigung für den Aufenthalt in fashionablen Bädern, seine Vorliebe für schöne Pferde und seine Abneigung gegen anhaltendes Arbeiten in Staatsgeschäften etc. Nach meiner Ansicht hat er sich dadurch die grösste Blösse gegeben, dass er sich im letzten Herbste bei den Gouverneurs-Wahlen in den einzelnen Staaten Einmischungen und Beeinflussungen hat zu Schulden kommen lassen, die dem obersten Beamten der Central-Gewalt, der die verfassungsmässige Souverainetät der einzelnen Staaten zu schützen hat, sehr schlecht anstehen. Eines muss man jedoch der jetzigen Administration lassen, sie hilft dem Credit des Landes durch gewissenhafte und prompte Bezahlung der Staatsschulden auf die Beine. In der Zeit vom 1. Juli 1869 bis gleiche Zeit 1870 sind über 120 Millionen Dollars oder nahezu 600 Millionen Franken abbezahlt worden, so dass der Congress jetzt schon einen Theil der drückendsten Abgaben abschaffen konnte. Gold und Silber ist wohlfeiler und der Credit des Landes grösser geworden. Die grossen Steuern, die bis jetzt zu Aufbesserung des Credits und zu Abbezahlung der Staatsschulden bezahlt werden mussten, werden in kurzer Zeit um wenigstens die Hälfte niedriger zu stehen kommen, denn man ist in finanziellen sowohl wie in politischen Kreisen darüber einig, dass, sobald immer möglich, die Nationalschuld fundirt, d.h. zu einem raisonnablen Zinsfusse fest placirt und nachher nur langsam, nach und nach, abbezahlt, dagegen aber sehr regelmässig verzinst werden soll. Sobald sich z.B. Gelegenheit zeigt, die Nationalschuld zu 3% oder 4% zu fundiren, so wird es geschehen. Es wäre übrigens unbillig, wenn die gegenwärtige Generation

neben den Lasten, die der Krieg jedem Einzelnen direkt gebracht, noch all' die Kriegsschulden allein abbezahlen wollte, während eigentlich erst die spätern Generationen die Früchte jenes Riesenkampfes geniessen werden. Zudem wird es später für 80 bis 100 Millionen Einwohner leichter sein, das Geld zu Bezahlung der Schuld aufzubringen, als es gegenwärtig für eine Bevölkerung von 40 Millionen der Fall ist. Die Aufnahme der Baarzahlungen und Ausserkurssetzung des Papiergeldes könnte bereits Statt gefunden haben, wenn man nicht der Ansicht wäre, dass die Fabrikation von Hartgeld mehr Kosten verursache als die Herstellung von Papiergeld. Ich weiss wirklich nicht, was Euch noch besonders interessiren würde, und mache mich daher bereit, meinen Brief zu schliessen. Wenn Ihr über irgend etwas Nachrichten zu haben wünscht, so gebt mir davon Kenntniss und wenn es in meiner Macht liegt, so werde ich Euch alle wünschbaren Nachrichten zukommen lassen. Wenn der



Die letzte Seite aus Rudolf Guggisbergs Brief

gegenwärtige Brief einen etwas confusen Anstrich bekommen hat, so sind die Kinder des Herrn Archias, welche schon am letzten Sonntag und heute wieder meine beständigen Gesellschafter waren, hauptsächlich daran schuld. Deutsch schreiben und gleichzeitig auf drei oder vier verschiedene Fragen in englischer Sprache antworten, geht schlecht zusammen und muss den besten Schreiber confus machen. Wie schon früher, so bitte ich Euch auch dieses Mal, meine Briefe ausser der Familie Jakobi und wenn sie verlangt werden, auch an Sieber's, Niemanden zu geben. Christliche Nächstenliebe ist nicht gerade die grösste Tugend der Längenberger und ich möchte ihnen, wenn es möglich ist, ferner nicht Gelegenheit geben, sich im Kritisiren zu üben. Die Briefe, die ich schreibe, sind für Euch und nicht für das engherzige, lieblose Publikum bestimmt. Ich bitte Euch, der Familie Jakobi diesen Brief zu senden und ihr meine freundlichsten Grüsse und herzlichsten Glückswünsche für das neue Jahr ausrichten zu wollen. Ebenso ist es mir lieb, wenn Ihr Präsident Brönnimann und seine Familie, Bräuchi und Frau sowie Schmieds und Thierarzt Guggisberg recht freundlich von mir grüssen wollt. Wenn Jemand von Euch nach Scherli gehen sollte, so seid so gut und richtet meine besten Grüsse an Sieber's aus. Thierarzt Guggisberg könnt Ihr sagen, dass ich etwa 200 Meilen westlich von Lexington, wo Fritz wohnt, durchgereist bin und dass ich ihn gerne besucht hätte, wenn die Entfernung nicht so gross gewesen wäre. Auf die letzten Briefe meiner Geschwister speciell zu antworten, dazu fehlt es mir heute an der nöthigen Zeit und um die Absendung dieses Briefes nicht ferner zu verzögern, will ich später an sie schreiben. Ich hoffe dessenungeachtet, dass sie mir die Gefühle der Zuneigung und Liebe, die in jedem ihrer Briefe so wohlthuend hervortreten, auch in Zukunft bewahren werden. Wenn eines meiner Geschwister Zeit findet, mir ein paar Zeilen zu schreiben, so bitte ich es, mir seine Mittheilungen und Neuigkeiten ja nicht vorzuenthalten.

Da es, des Krieges wegen, nicht gerathen ist, die Briefe über England zu senden, so werde ich es versuchen, diese Mittheilungen via Bremen oder Hamburg an Euch gelangen zu lassen. Bei Absendung meines nächsten Briefes wird dann hoffentlich der Krieg beendet und für die Beförderung mehr Sicherheit vorhanden sein.

Bald hätte ich vergessen, mich nach einer Geschichte zu erkundigen, von der ich etwas in den „Nachrichten aus Deutschland und der Schweiz“ las. Posthalter Gottfried Maurer in Brienz soll in Paris verhaftet und wegen Unterschlagung oder Verletzung des Briefeheimnisses prozessirt worden sein. Es wäre mir lieb, über diese unangenehme Angelegenheit Näheres zu vernehmen. Wie geht es meinen beiden Schwägern und ihren Familien? Musste Schwager Guggisberg lange an der

Grenzbesetzung Theil nehmen? Wie steht es mit der Gesundheit der lieben Eltern und meiner Schwester Margaritha? Würde Schwester Marie vielleicht so gut sein, mir auch einmal zu schreiben? Wie wäre es, wenn Karl mir wieder einmal ein paar Zeilen schriebe? Würde der Vater vielleicht die Mühe nehmen, sich zu erkundigen, wieviel die „Berner Tagespost“ und die „Sonntagspost“ hier nach Amerika gesandt per Jahr kosten würde? Ich wünschte die Abonnementspreise von jedem dieser Blätter à part zu wissen. Ebenso wäre es mir lieb, in dem nächsten Briefe den wahren Grund der Rüge zu erfahren, welche Bismark der Schweizer-Regierung wegen angeblicher Verletzung der Neutralitäts-Gesetze ertheilt haben sollte. Es wäre mir sehr lieb, wenn der nächste Brief vor Mitte März hier anlangen würde, da es nicht sicher ist, ob ich nachher noch hier sein werde. Es könnte sehr leicht möglich sein, dass das Texas-Projekt sich mehr und mehr bei mir festsetzt, um so mehr, da nach den letzten Nachrichten aus Washington der Congress ein Gesetz erlassen hat, durch welches den neuen Ansiedlern im Westen von Texas mehr Schutz gegen die räuberischen Horden der Indianer verheissen wird. Im ganzen westlichen und nordwestlichen Texas sind nämlich noch Rothhäute mehr als genug, um den Ansiedlern ihr Leben sauer genug zu machen.

Indem ich Euch zum Schlusse recht viel Glück und die beste Gesundheit wünsche, verbleibe ich mit den herzlichsten Grüssen Euer ergebener Sohn und Bruder

Rudi.

Adresse: Poste Office, Helena, Phillips County,
State of Arkansas – North-Amerika.

Tätigkeitsprogramm

Donnerstag, 16. Juni 2005, 19.00 Uhr, Restaurant Beaulieu: **Altbernische Taufbräuche**; Referent Guido Gerber

Samstag, 24. September 2005: **Herbstausflug nach Grindelwald**

Dienstag, 11. Oktober 2005, 19.00 Uhr, Restaurant Beaulieu: **Arbeiten mit der Datenbank Ahnenforscher 2000**; Referent Markus Christ

Dienstag, 8. November 2005, 19.00 Uhr, Restaurant Beaulieu: **Emigration aus Kiesen**; Referentin Dehlia Moser

Samstag, 3. Dezember 2005, 14.00 Uhr, Restaurant Beaulieu: **Höck**

Gäste sind jeweils herzlich willkommen.

Ans Licht geholt

Photographie. Wichtige Anzeige.

Familiengruppen von jeder Zahl werden noch einige Zeit zu Fr. 6 und 7, das Duzend Visitenkarten u. N. Fr. 4. 50 und 5 geliefert; nachbestellte können innert 3 Wochen das Duzend zu Fr. 3. 80 bezogen werden, für Jedermanns sichere Garantie wird auf Verlangen ein Musterbild gratis zur Einsicht verabsfolgt.

Sollte Jemand im Fall sein und seit 2 Monaten Photographien von uns erhalten haben, die durch meine Arbeiter in meiner Abwesenheit nicht ganz elegant ausgearbeitet worden, so ist man höflich gebeten, sich innert 4—6 Wochen bei uns unentgeltlich andere Photographien machen zu lassen.

Spitalgasse 159, im 1. Stock, Bern.

Inserat aus einem Anzeiger, der bei J. Allemann an der Speichergasse 6 in Bern 1868 verlegt wurde. (Ausstellung „Bern800“ des Staatsarchivs in Worb 1991)

So fotografierten unsere Ahnen

Andreas Blatter, Münsingen

Schon immer war es dem Menschen ein Bedürfnis, sich und seine Mitmenschen in irgendeiner Form abbilden und deren Aussehen für alle Ewigkeit konservieren zu können. Was mit Höhlenmalereien begann lebt heute in der Digitalfotografie weiter.

Wer es sich früher leisten konnte, liess sich in Stein meisseln, mahlen oder zeichnen. Aber schon seit Bekanntwerden des Prinzips der Camera obscura war es ein Bestreben der Menschheit, die so seitenverkehrt projizierten Bilder ausserhalb der „Dunkelkammer“ sichtbar zu machen. Dazu brauchte es die Fotografie!

Wer hat sie erfunden?

Nachdem Nicéphore Niépce (1765-1833), Louis Jacques André Mandé Daguerre (1787-1851) und William Henri Fox Talbot (1800-1877), aber auch andere wie der Emmentaler Andreas Friedrich Gerber (siehe Kasten auf Seite 23) jeder auf seine Weise mit einem besonderen Verfahren einen Beitrag zur Erfindung der Fotografie geleistet hatten, dauerte es noch eine ganze Weile, bis die Lichtbildnerei volkstauglich wurde.

Kurz und schnörkellos heisst das:

- Niépce gelang 1823 wohl das erste fotografische Bild bei einer Belichtungszeit von 8 Stunden
- Talbot belichtete 1835 als erster ein Papiernegativ, von dem sich beliebig viele Abzüge auf Chlorsilber-Papier machen liessen
- Daguerres Prinzip setzte sich ab 1839 als erstes flächendeckend durch weil es qualitativ recht ansprechende Ergebnisse lieferte

Vorerst waren es Wanderfotografen, die ihr Labor, manchmal sogar mit kleinem Studio in einem Wagen mitführten; später boten sesshafte Fotografen ihre Dienste in



Der Grossvater fotografiert zusammen mit seiner Enkelin - Werbefoto der Eastman Kodak Company nach 1900.

Studios mit auswechselbaren Hintergründen und meist grossem Fenster gegen Norden ihre Dienste an.

Fotografie war damals geprägt von extrem langen Belichtungszeiten, weil die fotografischen Träger noch eine gehörige Dosis Licht benötigten, um überhaupt anzusprechen! Der Fotograf schärfte seinen Modellen vor der Aufnahme ein, sich ja nicht zu bewegen. Nicht selten waren an Stühlen kaum sichtbare Kopfstützen angebracht, an denen zu Fotografierende ihr Haupt anlehnen konnten. Diese Umstände mögen dazu beitragen, dass uns unsere Ahnen auf alten Fotos meist sehr ernst, wenn nicht gar versteinert anblicken, den das Stillhalten erforderte ihre vollste Konzentration!

Auffallend ist, dass gerade in gewerbetreibenden Familien gerne der Gang zum Fotografen beschränkt wurde; auch in kleinstädtischem Gebiet war es schicklich, sich im Studio des Fotografen vor allen möglichen und unmöglichen gemalten phantastischen Hintergründen ablichten zu lassen. Die ländliche Bevölkerung zog es hingegen eher vor, sich im Baumgarten, vor dem Haus oder gar mit besonders schönen und lieb gewordenen Tieren - also mit Früchten der Arbeit - fotografieren zu lassen.

Nachfolgende Reise durch die Fotografie im Eiltempo soll helfen, Fotos von Ahnen, wie sie in der Regel dem Familienforscher begegnen, korrekt zu bezeichnen und zeitlich einzuordnen:

Daguerreotypie

Ein lichtempfindlich gemachtes Kupferblech wurde nach der Belichtung in Jod entwickelt, es entstand ein schwachzeichnendes Abbild, das aber im Verlaufe immer stärker oxidiert und schwächer wird.

Merkmale: Silbrigglänzend, Oberfläche glatt, meist gerahmt in Schatulle oder Rahmen; hinter Glas, das 1 bis 3mm über dem Kupferblech liegt.

Ambrotypie

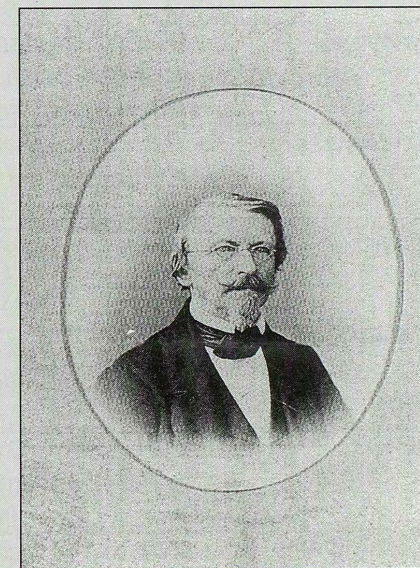
Schwach belichtete Glasnegative wurden nach der Entwicklung mit der Schicht nach unten auf schwarzes Papier gelegt, wonach die Bilder positiv erschienen. Sehr verbreitete Art der Fotografie.

Merkmale: kontrastarme dunkle Grautöne (wie unterbelichtetes Schwarzweissfoto); meist gerahmt oder in kleinen Schatullen aufbewahrt; Glasträger ist gleichzeitig Schutz für die Fotografie.

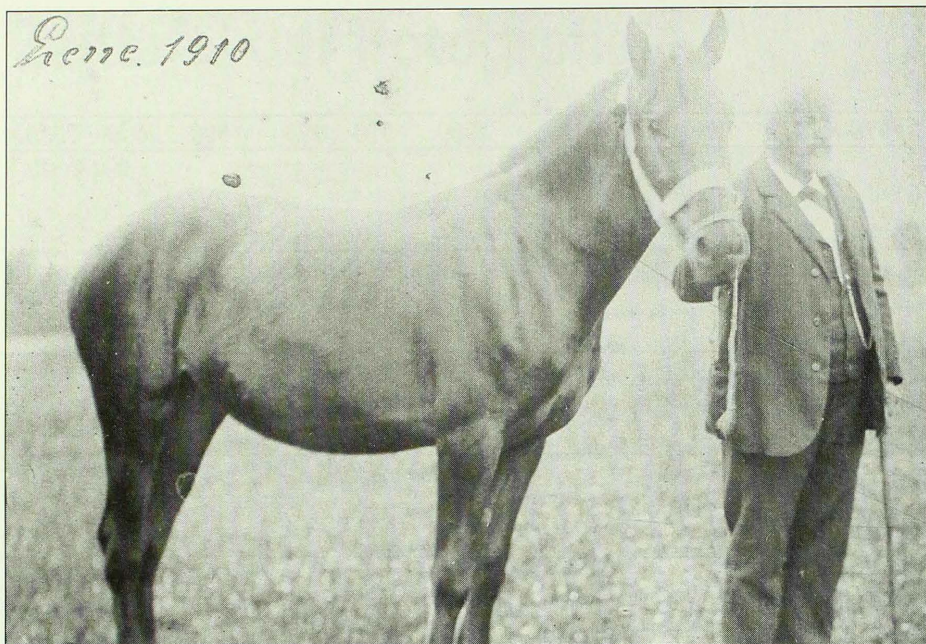
Hat gar ein Eggiwiler die Fotografie erfunden?

Bereits mehrere Jahre vor der Veröffentlichung von Daguerres Verfahren hatte Andreas Friedrich Gerber (1797-1872) von Eggiwil Bilder mit Hilfe der Sonne hergestellt, nämlich 1836. Über Friedrich Gerber ist wenig bekannt. Er wurde in Eggiwil geboren und in Aarau getauft. Später erhielt er an der Universität Bern die Professur für Tierheilkunde. Daneben experimentierte er an Problemen der Mechanik und Chemie. So war er intensiv auf der Suche nach lichtempfindlichen Substanzen, um das Bild der Camera obscura festzuhalten. Nachdem im Januar 1839 im «Schweizerischen Beobachter» eine Mitteilung über die Erfindung Daguerres stand, liess Gerber in dieser Zeitung im Februar eine Erwiderung abdrucken, in der er festhielt, dass diese Erfindung in Bern schon seit einigen Jahren bekannt sei und seinen Namen trage. Dabei machte er den Hinweis, dass *ihm* mit der Camera obscura auch Bilder auf Papier mit Silbersalzen gelungen seien, von denen er Kopien machen könne. Dies war gegenüber Daguerres Verfahren ein wesentlicher Fortschritt.

Gerber soll Daguerre persönlich gekannt und ihn später im Verdacht gehabt haben, sich mit fremden, eben Gerbers Federn zu schmücken. Ein Engländer bezeugte jedoch Gerbers Schaffen: In der Januar-Ausgabe 1852 des «Journal of the Society of Art» berichtet Captain Boscawen Ibbetson, dass er 1840 von Gerber in Fotografie unterrichtet worden sei und mit dessen Hilfe ein Fotoalbum mit dem Titel «Le premier livre imprimé par le soleil» hergestellt habe. Das Album war 1852 in London öffentlich ausgestellt und ist seither verschollen. Wissenschaftliche Beweise für Gerbers Schaffen wurden hingegen erst 1989 während einer Räumung an der Universität Bern gefunden. Die Geschichtsbücher wurden danach nicht neu geschrieben... *abl*



Andreas Friedrich Gerber (1797-1872)



Bauer Friedrich Blatter von der unteren Bachtale in Schliern BE mit seiner Lieblingsstute Lene 1910

Pannotypie

Sehr kurz dauerte die Epoche der Pannotypie: Ihre bedingte Haltbarkeit besiegelte ihre Anwendung. Die fotografische Schicht eines Glasnegativs wurde im Nasszustand abgelöst und auf schwarzes Leder oder Wachstuch aufgequetscht. Gleich wie bei der Ambrotypie erschien das Sujet positiv.

Merkmale: kontrastarme dunkle Grautöne; wellige, oft rissige Oberfläche (Struktur von Textil oder Leder erkennbar); sehr selten (siehe auch Mitteilungsblatt GHGB Nr. 27, Seite 28).

Ferrotypie

Ähnliches Prinzip wie Ambrotypie: Träger war jedoch ein geschwärztes Blech, auf das eine fotografische Schicht aufgegossen war. Erste Fotografierautomaten in Bahnhöfen und Restaurants tauchen auf; das Blech hatte einen hochgestülpten Rand und diente gleichzeitig als Schale für den Entwicklungsprozess.



Gewerbler Rudolf Pfister von Rorbas ZH und Ehefrau Regula Güller liessen sich kurz nach 1900, stolz auf ihre Kinderschar, im Fotostudio ablichten.

Merkmale: kontrastarme dunkle Grautöne; mehr oder wenig glatte Oberfläche; hässlicher Rand der Schale wurde nach der Entwicklung heruntergedrückt und mit einem Rahmen oder mit einer kuvertartigen Kartonblende kaschiert.

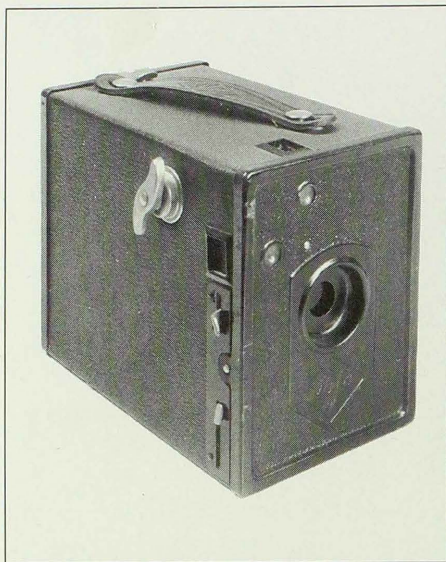
Carte-de-visite-Fotografie

Die Möglichkeit, Glasnegative auf Fotopapier positiv abbilden zu können, begründete den Siegeszug der Carte-de-Visite-Fotografie. Man liess sich beim Fotografen im Studio porträtieren und ab Glasnegativen Papierkopien anfertigen.

Merkmale: Fotopapier-Abzug ist auf einen schmucken Kartonträger mit Verzierungen geklebt und eignete sich hervorragend als Mitbringsel.

Glasnegative von der Stange

Schon vor der Jahrhundertwende um 1900 gab es industriell gefertigte Glasnegative in Fünfer- und Zehnerpacks zu kaufen; die Glasscheiben mussten in absoluter Dun-



Das „Füflyberchäschtl“ von Agfa

verkaufte ab 1932 in Deutschland eine Boxkamera mit Blecheinfassung und -armaturen, einem Gehäuse aus Sperrholz und später aus Karton, mit einer einfachen Meniskuslinse als Objektiv und einem Rotationsverschluss an all jene, die vier Markstücke mit je dem Prägebuchstaben A, G, F, und A aufbringen konnten. In der Schweiz war das Kästchen später für ein Fünffrankenstück zu erstehen, weshalb man es liebevoll „Füflyberchäschtl“ nannte.

Die Leica wird geboren

In den dreissiger Jahren hatte der Deutsche Oskar Barnack die glorreiche Idee, den bereits bestehenden 35-mm-Kinofilm mit seiner Perforation auf beiden Seiten für die Fotografie zu nutzen und baute 1924 die legendäre Leica I, die als Mutter aller populären Fotokameras akzeptiert werden darf und muss: das phänomenale Format 24x36mm wurde zum Standard für mehr als ein Jahrhundert - und heutige Hersteller von Digitalkameras versuchen verzweifelt, einen einigermaßen kostengünstigen Chip zu bauen, der diesem Format entspricht!

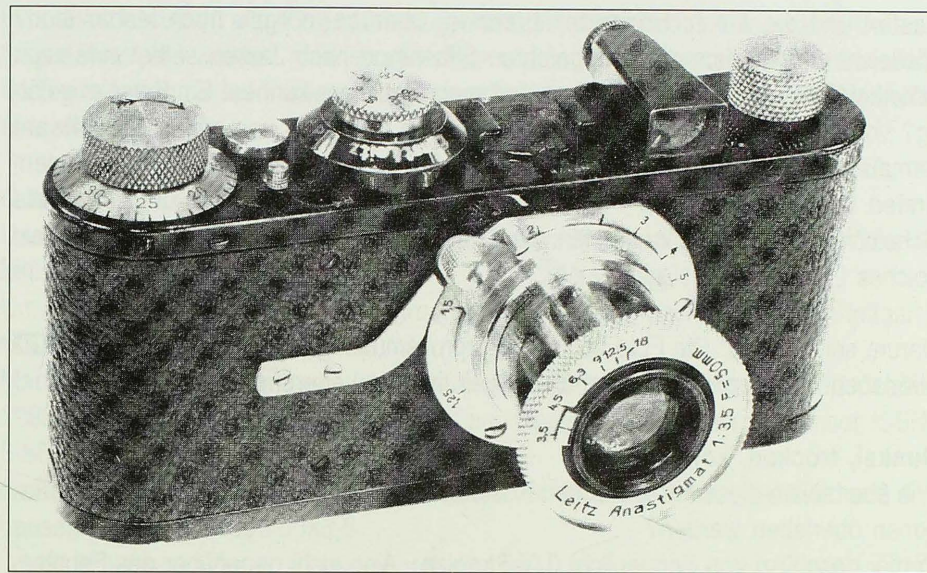
Kodak schuf mit der Instamatic 100 und deren Anschlussmodelle eine „dubelsichere Kamera“, bei der nicht einmal eine Filmlasche eingehängt werden musste, sondern

keine Filmlasche eingehängt werden musste, sondern

Vom Roll- zum Kleinbildfilm

Der Rollfilm aus Zelluloid, zuerst in einer Breite von 6cm, ebnete den Weg der Fotografie in der Bevölkerung. Seine Handhabung war einfach: Einlegen, belichten, weiterspulen, Rolle zukleben und zum Entwickeln bringen.

Vorerst dienten Balgenkameras zur Belichtung von Rollfilmen (zirka ab 1900). Die Firmen Kodak, Agfa und Zeiss versuchten rasch, einfache Boxkameras mit Billigkonstruktion unters Volk zu bringen. Legendar im Sprachgebrauch wurde das „Füflyberchäschtl“ in der Schweiz: Agfa



Die legendäre Leica I aus dem Jahre 1924 kam ein Jahr später im Handel

eine Kassette eingelegt und nach zwei Leerschaltungen fotografiert werden konnte; bei schlechtem Licht sorgte ein sich nach dem Auslösen dreimal drehender Wegwerf-Blitzwürfel für etwas Aufhellung.

Segen und Fluch der Digitalfotografie

Mit der Verbreitung des Computers wurde in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts der Ruf nach Digitalfotografie immer lauter, was heisst: ein fotografisches Bild in möglichst vielen quadratischen Bildpunkten (Pixel) auf einen magnetischen Träger zu speichern, dessen Daten beliebig kopiert und mit verschiedenen Medien sichtbar gemacht werden können.

Kodak baute mit Hilfe von Nikon und Canon die erste brauchbare professionelle Digitalkamera. Konkurrenz belebte den Markt, und Kameras werden immer billiger: kostete die erste professionelle Kodak DC noch Fr. 26 000.-, sind heute „Digicams“ für wenige hundert Franken zu haben. Neuerdings lässt sich sogar mit Mobiltelefonen fotografieren.

Doch kaum einer hat die Rechnung mit dem Wirt gemacht! Wie sollen die Daten archiviert werden? Wer garantiert uns, dass CDs, die knapp noch einen Franken

kosten und die wir zu Hunderten brennen, überübermorgen noch lesbar sind? Vielleicht werden sich die hochgelobten Silberlinge nach Jahren selbst zersetzen oder keine Maschine wird ihre „Sprache“ mehr entziffern können! Ein Beispiel gefällig? Vor zirka 13 Jahren kaufte ich meinen ersten Computer und erhielt die Software damals auf 5 1/4-Zoll-Floppy-Disketten. In weiser Voraussicht, baute ich nach dem ersten Compiwechsel das Fünfeinviertel-Laufwerk sorgsam aus, um später die Scheibchen noch lesen zu können. Weit gefehlt! Die heutigen PCs unterstützen ein solches Laufwerk längst nicht mehr.

Darum sei's gesagt: Die Foto von der Ururgrossmutter wird wahrscheinlich jede CD überleben! Vorausgesetzt sie erhält die gebührende Lagerung.

Dunkel, trocken, konstant

Wie aber sollen diese fotografischen Kostbarkeiten ruhen können, damit sie Generationen überleben werden?

Primär geschützt von Sonnenlicht (UV-Strahlen). Also nicht gegenüber des Fensters an der Wand, sondern eher, wenn sie schon unbedingt hängen müssen, in einem dunklen Gang!

Geringe konstante Luftfeuchtigkeit fördert die Lebensdauer. Ebenso liegendes Aufbewahren ohne grossen Druck.

Schaden können Fotos und Negativen Leim (seine Substanzen können hässliche Flecken verursachen), Plastik (in gewohnter Zusammensetzung wird er nach Jahren weich und verschweisst die Fotografie auf unansehnliche Weise), Säuren (in bestimmten Papieren enthalten), Gase (verursacht etwa durch ausdünstende Farben und Möbelleime).

Beschriftungen nie mit Tinte oder Filzstift anbringen, darin enthaltene Substanzen können sich „durchs Papier fressen“. Schonendste Beschriftung erfolgt mit dem guten alten weichen Bleistift der Härteklasse 2B auf der Fotorückseite.

Mehrfach abstützen

Digitalfotos ausdrucken, traditionelle Fotos digitalisieren, Träger erneuern: das muss das Kredo sein. Dezentralisierte Lagerung um gegen Brand oder Wasserschaden gefeit zu sein! Wer ganz sicher gehen will, überspielt die wichtigsten digitalen Daten auf eine CD oder gar auf eine externe Festplatte und deponiert diese im Banksafe - möglichst nicht gerade bei der Bankfiliale um die Ecke. Diese Daten müssen aber

periodisch (vielleicht alle 4 bis 5 Jahre) geprüft und allenfalls auf zeitgemässe Datenträger überspielt werden. Und im allerschlimmsten Fall könnte plötzlich unerwartet doch ein Ausdruck auf Papier oder Fotopapier als Notnagel weiterhelfen. Es bleibt also stets viel zu tun...

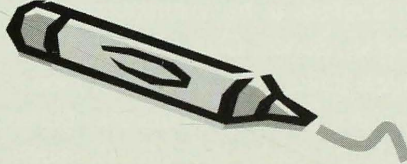
Quellen

Uwe Scheid: *Photografica sammeln*; 1977, Keyersche Verlagsbuchhandlung GmbH, München; ISBN 3-87405-102-1

Urs Tillmanns: *Geschichte der Photographie*; 1981, Verlag Huber, Frauenfeld/Stuttgart; ISBN 3-7193-0781-6

Martin Strebel: *Konservierung und Bestandeserhaltung von Schriftgut und Grafik*; 1995, Schweiz. Verband für Konservierung und Restaurierung, Granges-Paccot; ISBN 3-9520984-0-X

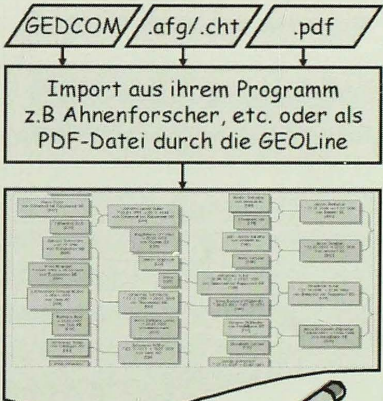
G. Rogliatti: *Leicas 1925 bis 1975 - ein Handbuch für den Sammler*; 1978; Edita S.A., Lausanne; ISBN 2-88001-053-5



Ihr Stammbaum


Die Firma GEOLine AG in Gümligen *druckt/plottet* ihren *Stammbaum* in einer von ihnen gewünschten Darstellung.

**Input aus ihrem Programm.
Output auf A0-Farbplotter.**



Import aus ihrem Programm
z.B. Ahnenforscher, etc. oder als
PDF-Datei durch die GEOLine

www.geoline.ch
031 950 95 85



Schiefertafel

Fragen, tauschen, anbieten, suchen, klatschen, beschweren, loben

Gefunden auf www.zvab.com: **Bern**. Schweizerische Eidgenossenschaft. **Kanton Bern**. Wanderbuch (enthaltend 32 Blätter) für den Schlossergesellen Johann Friedrich Howald von Langenthal, Kt. **Bern**, 1864. Kl. 8°, marm. Ohlwd. mit aufkaschiertem Titelschild u. hs. Titel, als Frontispiz 1 ganzseitige Gesamtansicht von **Bern** aus der halben Vogelschau in Lithographie, leicht stockfl., Bl. 6, 7 u. 8 fehlen, Einband etw. berieben u. bestossen, fl. Vorsatz u. Titelblatt etw. fingerfl., Nachsatz Radierspuren u. kl. Abriebstellen. <Bestellnr. 415084> CHF 280,00

80 gr. Text dt. u. franz.. Der Ausweis wurde am 23. 4. 1864 in **Bern** ausgestellt. 1. Reisestation war Münsingen, dann folgen Stempel u. hs. Eintragungen aus folgenden Gemeinden: Rapperswil, Wädenswil, Zürich, Chur, Poizeyamt des Kantons Ury, Aarwangen, Biel, Basel. Der letzte Eintrag vom 31. August 1868 in Basel zeigt an, dass der junge Handwerker nach Karlsruhe (Karlsruhe) gehen will. Die 3 folgenden Blätter fehlen, die restlichen Blätter sind unbeschrieben. [SW: Lithografie.]

Gefunden im Katalog: Helvetica (unter 323 weiteren Titeln)

Verkäufer: Versandantiquariat Roland Klug, CH-8627 Grüningen

Preis: EUR 190.00

Wer kennt Publikationen zum Thema **Herkunft und Bedeutung von deutschschweizer Familiennamen**, die ich nicht kenne? Seit nunmehr 10 Jahren sammle ich Deutungen von Familiennamen aus dem deutschsprachigen Gebiet der Schweiz und trage diese in Stichworte gefasst zusammen. Eine Liste der mir bekannten und teils bereits bearbeiteten Publikationen finden Sie unter <http://www.andreasblatter.ch/Seiten/genfaminam.html>

Wer kennt weitere Veröffentlichungen, die ich dort noch nicht aufgelistet habe? Sofort melden an abl@andreasblatter.ch.

Zum Gedenken



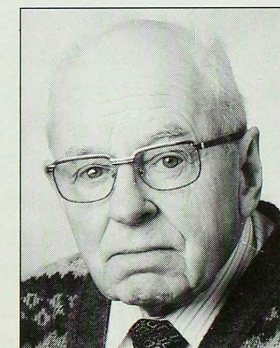
Paul Battaglia (1949-2005) †

Seine Herkunft, seine ersten Jugendjahre als Pfarrerssohn in Nufenen, sein Heimatort Trans im Bündnerland waren ihm stets sehr teuer, weshalb er sehr oft seine Ferien in dieser Region verbrachte. Der Buchhändlerberuf wies ihm aber den Weg ins Unterland, in die Ostschweiz, nach Biel, Solothurn, Bern-Wabern, wo er zuerst beim Bundesamt für geistiges Eigentum, später beim Bundesamt für Flüchtlinge eine Stelle innehatte und zeitweise den Bibliotheks- und Dokumentationsdienst leitete. Sein

grosses Interesse für Herkunft und Geschichte der eigenen Familie führte ihn zur Mitgliedschaft der GHGB, deren Obmann er in den 80er-Jahren wurde und in diesem Amt zahlreiche Anlässe organisierte und fleissig neue, junge Mitglieder zu werben versuchte. Die Gesellschaft wählte ihn danach zum Ehrenmitglied. *abl*

Hermann Jaun-Heim (1924-2004) †

Hermann Jaun verbrachte seine Jugend in Grindelwald; erste Berufsjahre als Bäcker führten ihn vorerst nach Meiringen, wo er seine spätere Frau kennenlernte. Ein Berufswechsel in den Fahrdienst der SBB forderte einen Wohnortwechsel vorerst nach Langnau, dann nach Arth-Goldau und später wieder zurück nach Meiringen. In all den Jahren leistete er wertvolle Ehrenarbeit als Gewerkschafter und Mitglied der SP. Daneben fand er auch Zeit, seine Ahnen zu erforschen und wurde 1993 Mitglied der GHGB. 1999 veröffentlichte er seine Forschungsergebnisse über die Jaun in Buchform. Daneben fesselten sein Interesse die Steinkreise im Lammi, mögliche Zeugen langobardischer Besiedlung im Oberhasli sowie die Pflege des Haslidiakts. *abl*



Erste Erfahrungen mit digitalisierten Berner Kirchenbüchern

Hans Minder, Lauperswil/Andreas Blatter, Münsingen

Die ersten Kirchenbücher auf CD-ROM aus dem Hause Picton Press von Lewis Rohrbach sind mittlerweile ausgeliefert und lassen eine erste Bilanz punkto Benutzerfreundlichkeit in Stichworten zu:

Bestellen oder beziehen per Internet bei sales@swissgenealogy.com, lewrohrbach@hotmail.com, über www.swissgenealogy.com oder direkt bei Genealogie Zentrum Worb, Paradiesweg 5, 3076 Worb, Telefon 031 839 06 76

Blättern ist auf den CD-ROMs genauso möglich wie im Original-Kirchenbuch respektive auf dem Mikrofilm; stets sind Doppelseiten abgebildet.

Copyright muss eingeholt werden, falls ein Kirchenbuch-Eintrag publiziert wird - auf wessen Basis auch immer.

Bildschirme im Doppel: Feudal lässt sich mit zwei Bildschirmen arbeiten - links ab CD lesen, rechts schreiben (transkribieren); dazu ist neben einem zusätzlichen Monitor eine spezielle Grafikkarte erforderlich.

Deutsch war für die Verarbeiter der Kirchenbuch-Daten eine Fremdsprache; Uebersetzungen wurden oft mit Uebersetzungsprogrammen gemacht; Wortlaut aus einer Rechnung: „Das Melchnau Kirchenbücher wird durchaus verblassen. So ist der Melchnau Mikrofilm ziemlich schwach. Und so, ist die Melchnau CD des ganzes CDs das schlechteste!“ oder „Diese CDs werden in Amerika gekauft, Steuer waren gezahlt, den sind sie in der Schweiz geholt werden; sie wurden in der Schweiz gebrannt; und werden bereits abhängig von Mehrwertsteuer und Einkommen Steuer gewesen. Keine Aufgabe ist passend.“

Drucken der Kirchenbuch-Seiten ab CD-ROM ist im Adobe Reader grundsätzlich nicht möglich; allerdings sind Printscreens für den Eigengebrauch möglich, jedoch ist dazu spezielle Software erforderlich.

Grösse der Schrift ist wählbar und zwar in 10%-Schritten

Hilfsmittel Nummer 1 ist das Buch „Verzeichnis der Kirchenbücher des Kantons Bern“ (ISBN 3-908222-04-4) von Peter W. Imhof; es leistet begleitend punkto

Auffindbarkeit der Kirchenbücher wertvolle Dienste; zu beziehen bei Schriftenverkaufsstelle SGFF, Werner Hug, Unterwartweg 23, 4132 Muttenz, oder per Mail bei werner.h.hug@bluewin.ch

Kopieren der CD ist grundsätzlich verboten; das heisst einen ebenbürtigen Datenträger in Form einer lesbaren CD zu schaffen

Lesbarkeit: ist zweifelsohne besser als die negativen Mikrofilme im Staatsarchiv; allerdings lassen im Zweifelsfall die fehlenden Auf- und Abstriche (beim digitale Nachschärfen der Seiten verloren gegangen) Lauf und Druck der Schreibfeder weniger gut verfolgen. Sehr kleine Schrift ist hingegen schlecht lesbar wegen zu geringer Auflösung (Verpixelung).

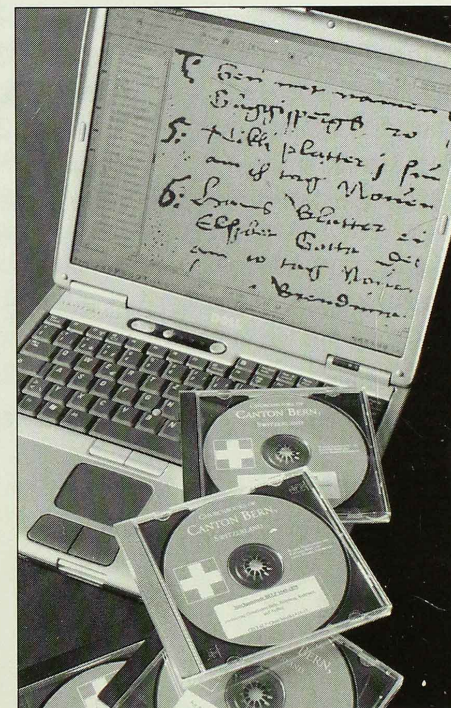
Lieferfristen dauern bei Bestellungen per Internet in der Regel eine Woche oder länger; gängige Gemeinden können direkt im Genealogie Zentrum in Worb abgeholt werden.

PDF (portable document format): ist ein weltweit verwendetes Dateiformat, das Dateien komprimiert und von jedem Computer gelesen werden kann; die zum Darstellen benötigte Software Adobe Reader ist mittlerweile fast auf jedem PC vorinstalliert, befindet sich auf jeder CD-ROM oder kann gratis im Internet heruntergeladen und/oder aktualisiert werden; PDFs lassen sich in der Regel nicht verändern.

Porto und Verpackung berechnet Lewis Rohrbach mit stolzen sFr. 10.-, geliefert ab Worb (effektives Porto sFr. 3.50)

Preise: sFr. 150.- bis 375.-, je nach Anzahl CDs (siehe GHGB-Mitteilungsblatt Nr. 28, ab Seite 4)

Zugriffe sind wesentlich schneller, wenn die CD vorgängig auf die Festplatte überspielt wird, als wenn der PC die Daten ab CD lesen muss.



Laptop und CD-ROM: Begleiter des „modernen“ Familienforschers (Bild: Andreas Blatter)

Mutationen

Eintritte

Althaus Paul	Gumpisbühlweg 13	3067 Boll
Althaus Peter	Im Than 10	3150 Schwarzenburg
Bürgermeister Rolf	Lindenmattstrasse 26	3065 Bolligen
Egger Hans	Spillstatt	3818 Grindelwald
Engel Gerhard	Dorfgasse 41	2513 Twann
Kernen Stefan	Postfach 13	3144 Gasel
Sprunger Jakob	Fellenbergstrasse 10	3053 Münchenbuchsee
Thomann Othmar	Blankweg 28	3072 Ostermundigen
Vogt Marianne	Zelgli	3657 Schwanden
Zbären Barbara	Schwärzere 18	3425 Koppigen

Austritt

Müller Alfred	Musterplatz 7	3065 Bolligen
---------------	---------------	---------------

Gestorben

Battaglia Paul	Kleemattweg 5	3126 Kaufdorf
----------------	---------------	---------------

Uniformen der Musikgesellschaft Aarberg

Hans Jenni, Bern

Mannigfaltige Einflüsse bestimmten jeweils die Wahl der Uniformen unserer Musikgesellschaften. Da schaute man sich vorerst um, was die anderen Vereine trugen und was allgemein Mode war.

Der Zeltgeist spielte hier eine besondere Rolle. Die Kostenfrage war dabei nicht zu unterschätzen. Und manchmal war es auch nur ein sich ins Rampenlicht stellender Redner mit mehr oder weniger gutem Geschmack, der die Uniformenhersteller anhielt, Vorschläge nach seinem Gutdünken auszuführen.

Die Wandlung der „Aarberger-Uniformen“

Um 1900 dienten hohe Schirmmützen in der Form wie sie Pösteler und Kondukteure besaßen als Kopfbedeckung. Dunkelgrün war beim Militär die Farbe der Elitetruppen (Jäger/Schützen). Kein Wunder also, dass die Uniformröcke der Aarberger Musikanten ebenfalls diese Farbe aufwiesen. Elemente der Armeeuniformen spielten verständlicherweise immer und überall mit hinein. Die Mützen wurden 1908 mit Hahnenfederbüschen ausgestattet, ähnlich wie sie heute noch die italienischen Bersaglieri als Kennzeichen einer Spezialeinheit besitzen.

Unmittelbar nach dem 2. Weltkrieg kam die Ernüchterung. Die jahrelangen Einschränkungen in vielen Lebensbereichen zeigten ihre Wirkung. Vereinfachung, Rationalisierung war oberstes Gebot. Jede Verzierung wurde als Firlefanz abgetan. In der Architektur nahmen die kasernenartigen Wohnblöcke überhand. Man sprach von moderner Sachlichkeit und



Kopfbedeckung eines Scharfschützen der Schweizer Armee 1862 mit Federbusch

ignorierte, dass der Mensch auch ein Gemüt hat und etwas brauchte, was das Herz erfreut. Dem Trend mit den schnörkellosen Formen schloss sich, wie andernorts, die Musikgesellschaft Aarberg 1951 beim Auswählen ihrer neuen Bekleidung an. Die alteingekleideten Musikanten verglich man (schon damals!) geringschätzig mit Operettenfiguren. Denn zeitgemäss war nun das farblose sogenannte „Swissair“-Modell. Die 1958 erworbene Fahne hob sich zwar umso mehr ab, und sie brachte glücklicherweise eine festliche Note in die immerhin mit silberglänzenden Instrumenten ausgestatteten Reihen.

Mit der Erfindung des Farbfernsehens wendete sich das Blatt wieder. Eintönige Uniformen kamen nicht zur Geltung. Man erkannte, dass die Musikkorps eine repräsentative Aufgabe im Dienste der Öffentlichkeit zu erfüllen hatten. Jetzt durfte die Bekleidung auffällig sein. Die Zeit war reif für eine zum historischen Städtchen Aarberg passende Uniform. Nachfolgend soll dieselbe eingehender beschrieben werden. Zur Vervollständigung sei noch auf die gleichzeitig angeschaffte leichte Bekleidung hingewiesen, welche stark den Jazzbands der 60-er Jahre nachempfunden ist.

Die historische Uniform

1972 feierte Aarberg das Jahr seiner Gründung vor 750 Jahren, die Handfeste (Stadtrecht) vor 700 Jahren und die 400-jährige Holzbrücke. Dies war der willkommene Anlass eine längst fällige neue Uniform anzuschaffen. Die Wahl fiel auf die Bekleidung der Trompeter des Berner Infanteriebataillons Nr.11, welche in den Jahren 1835-1846 Ordonnanz war. Zwar trugen sie damals weisse und nicht blaue Hosen. Doch bei der Beschaffung hatten die an die Reinigung denkenden Aarberger Musikantenfrauen auch noch ein Wörtchen mitzureden. Wenn man aber in Betracht zieht, dass gerade im Jahre 1835 den Infanteristen dunkelblaue Hosen vorgeschrieben wurden, und man zudem Details den Bataillonskommandanten überliess, darf wegen dieser Abweichung wohl ein Auge zuge drückt werden. Übrigens war die Form der Hose für die Wahl von nicht geringer Bedeutung: Um 1800 hatte man noch enganliegende Hosen mit Gamaschen, wünschte man jedoch eine lange, bequemere Beinkleidung, konnte man in der Uniformgeschichte nicht weiter zurückgehen, denn die Hosen nach heutigem Schnitt setzten sich erst allmählich, eben gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch. Einen grossen Vorteil haben Uniformen nach alten Vorbildern immer: sie sind nicht Modeströmungen unterworfen!

Im Festumzug vor 20 Jahren präsentierte sich erstmals die Musikgesellschaft in ihrer historischen Uniform. Zwischen einer Gruppe mit Empirekleidern und Kanonieren

aus der Zeit von General Dufour marschierte sie im Paradetempo 80 und erntete viel Beifall.

Blenden wir noch einmal etwa zwei- bis dreihundert Jahre zurück:

Da öffnen die Mädchen Fenster und Türen!

Ja, wenn die Soldaten durch die Stadt marschierten, das war eine Augenweide! Vorab die imponierende Gestalt des Tambourmajors in blendender Uniform und seine Spielleute nicht minder prächtig ausgestattet. Von Tarnung war beim Militär keine Rede. Man trat in einer mehrfach gestaffelten Linie zum Kampfe an und wollte dabei dem Feind Eindruck machen. Bekannt ist der Ausspruch eines Heerführers, der auf seinem Feldherrenhügel die Frage stellte, was das für eine rote Mauer sei, die nicht weichen wolle (natürlich waren es Schweizer!). Man denke ebenfalls an die vielen farbenfrohen Paraden mit denen sich die Fürsten brüsteten.

Die Schweizer Uniformen wurden durch die fremden Kriegsdienste stark beeinflusst. „Die napoleonischen Zeiten müssen für Uniformliebhaber ein wahres Dorado gewesen sein. Nicht nur war das Heer unterschiedlich uniformiert, sondern jede Waffengattung, ja oft jedes Regiment, hatte seine besondere Uniform. Dazu kam, dass jeder Regiments-Chef die Tamboure, Musiker, Sappeure und sonstigen Angehörigen seines Regiments, die die sogenannte „tête de colonne“ bildeten, auf das Prächtigste kleidete. Sie waren die „Lieblingskinder“ der französischen Regimenter und nicht nur reich mit Tressen, Schnüren, Quasten, Epauletten und Federn ausgeschmückt, sondern oft auch in völlig kontrastierenden Farben



Französischer Tambourmajor zur Zeit Napoleons um 1800

gekleidet.“ Wenn man diese Zeilen liest, mutet einem die historische Uniform der Musikgesellschaft Aarberg geradezu nüchtern und bescheiden an. Jedenfalls kann ein Vergleich mit Operettenfiguren nicht gezogen werden. Denn die Operettenbühne hat die Bekleidung sowieso den „richtigen“ Soldaten abgesehen und nicht etwa umgekehrt!

Schon in früheren Zeiten wollte und sollte man bei gewissen Gelegenheiten bewundert werden. Für die Rekrutierung von Soldaten war dies ein psychologisches Werbemittel. Mancher meldete sich zum Militär nur der schmucken Uniform wegen. Man bedenke, wie man beim holden Geschlecht einen Stein im Brett hatte. In der Gunst des Publikums standen die Musikanten ganz oben und waren den stolzen Grenadiere mit ihren imposanten Bärenfellmützen gleichgestellt. Eine solche Truppe wirkte standesgemäss, man war jemand und durfte es zeigen.

Befohlene Eigenfinanzierung

Nach dem bernischen Regierungsbeschluss von 1815 hatte der Musikant die Kosten für seine Ausrüstung selbst zu tragen, welche das Instrument, die Ausbildung und die Uniform umfasste. Der Staat leistete hiezu eine Entschädigung in der Höhe einer gewöhnlichen Auszugeruniform. Auch bei der nachfolgenden Verordnung von 1836 mussten die Spielleute die Ausrüstung samt Seitengewehr und Tornister mit regle-

DER FROMME WUNSCH EINES KRITISCHEN BETRACHTERS

Das Tüpfchen auf dem i

1972 wurde der Dirigent der Musikgesellschaft Aarberg, sinngemäss wie einst der Tambourmajor, in die historische Uniform eingekleidet. Bedauerlicherweise ist dies heute nicht mehr der Fall. Wohl des häufigen Dirigentenwechsels und der Kosten wegen verzichten viele Musikkorps auf eine Uniformierung der Spielleiter. Bedenken wir aber: die Beurteilung des Gesamteindrucks bleibt vorwiegend Gefühlssache. Deshalb ist vom „Gut“ zum „Sehr Gut“ manchmal nur ein kleiner Schritt. Mag der Dirigent auch fachlich hervorragend sein, als „Pinguin“ degradiert er fürs Auge seine Musikanten. Die beeindruckende Einheit geht verloren! Oder können Sie sich bei einem Militärspiel unserer Tage einen Zivilisten als kommandierenden Dirigenten vorstellen? Dieser würde als Fremdkörper wirken. Und die Musikanten unserer Gesellschaften sollten doch auch jederzeit sagen können: „Das isch eine vo üs!“

Hans Jenni

mentarischem Inhalt übernehmen. Die Barvergütung blieb bei 32 Franken. Die Uniform liess man sich aber etwas kosten, wurde sie doch, wie zum Beispiel im freiburgischen Gebiet, zur Hochzeit sowie bei kirchlichen und vaterländischen Anlässen getragen.

Die letzten Jahre des 20. Jahrhunderts

Heute ist ganz allgemein der Hang zu fantasievollen Kleidern unverkennbar, und die Grenze zur Lächerlichkeit wird dabei oft überschritten. Mögen die Musikgesellschaften das Mass der würdevollen Bekleidung trotz den bunten Farben erkennen und einhalten. 1992

Quellen

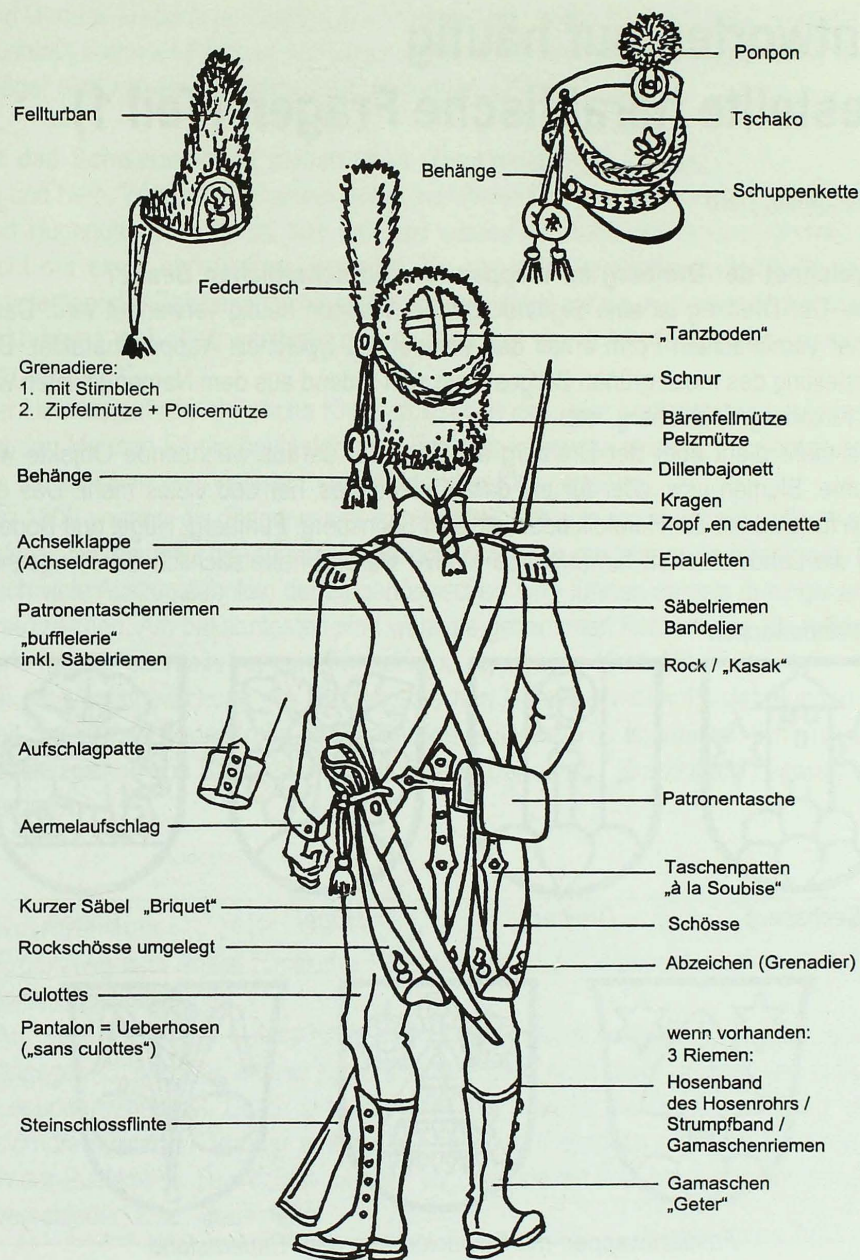
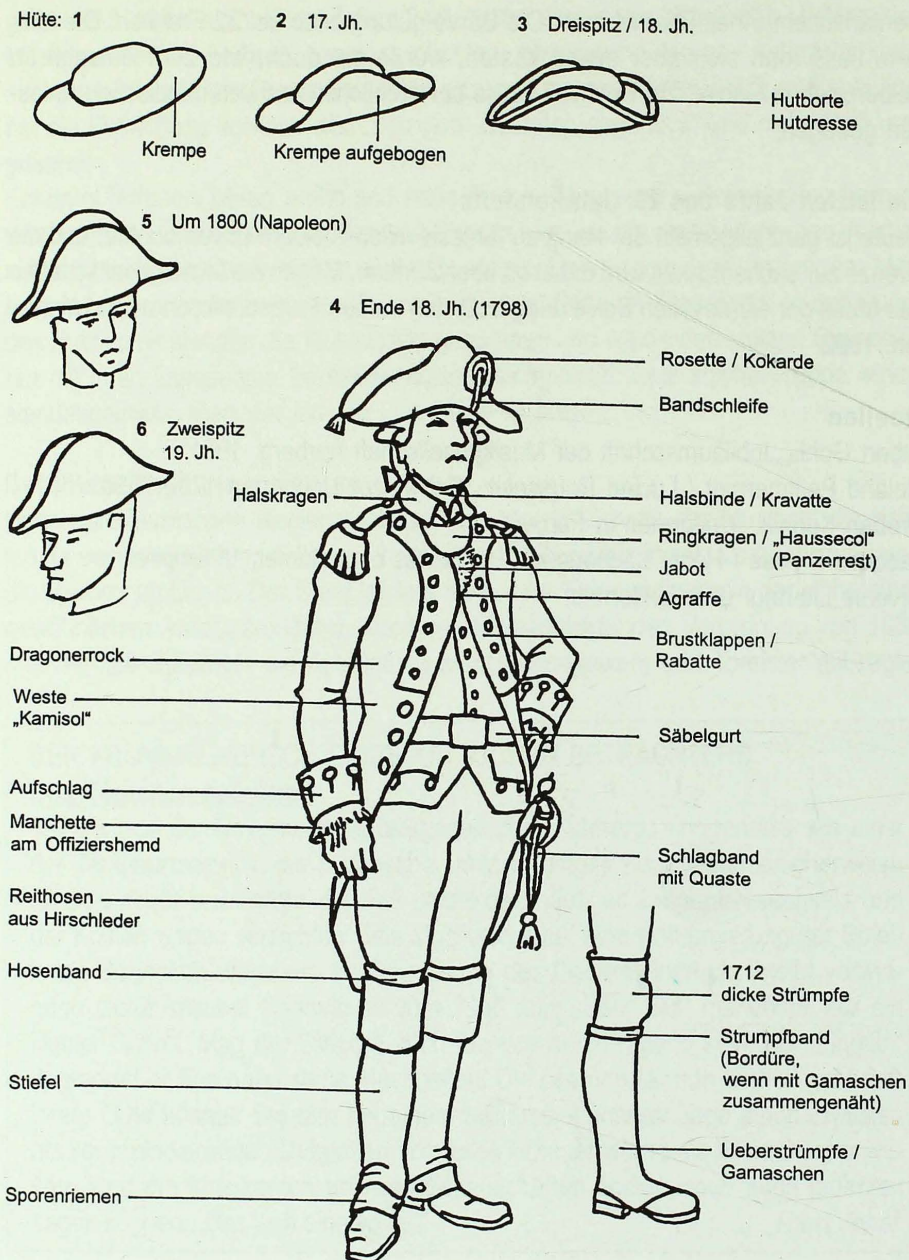
Albert Gohl: „Jubiläumsschrift der Musikgesellschaft Aarberg, 1951“

Roland Petitmermet / Lucien Rousselet: „Schweizer Uniformen 1700-1850“

Preben Kannik: „Uniformen in Farben“

Jacques Brosse / Henry Lachouque: „Uniformes et costumes 1^{er} empire“

Diverse Literatur über Uniformen



Antworten auf häufig gestellte heraldische Fragen (Teil 1)

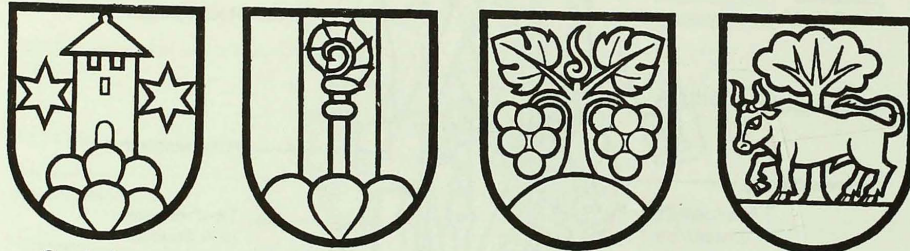
Hans Jenni, Bern

Bezeichnet der Dreiberg im Wappen landwirtschaftlichen Besitz?

Nein! Der Dreiberg ist eine Signatur, die bei Wappen häufig verwendet wird. Dank seiner vereinfachten Form erhält das Wappenbild typischen Wappencharakter. Die Darstellung des meist grünen Berges kann sich redend aus dem Namen ableiten wie bei Kirchberg, Mühleberg, etc.

Weit mehr dient aber der Dreiberg als Basis für daraus wachsende Objekte wie Bäume, Blumen usw. oder für ein darauf stehendes Tier und vieles mehr. Das gilt auch für einen in der Heraldik bezeichneten Sechsberg, Fünfberg, Hügel und Boden. Auf die Landwirtschaft hinweisende Motive werden hauptsächlich die Pflugschar

Gemeindewappen



Sechsberg

Dreiberg

Hügel

Boden



Familienwappen mit Symbolen aus dem Bauernstand

und andere eindeutige Geräte des Bauertums, wie z.B. die Sichel, verwendet. Ebenfalls kommen Pflanzen wie Ähren, Klee, Äpfel, usw. in vielen Wappen vor, deren Träger sich mit der Landwirtschaft verbunden fühlen.

Ist das Schweizerkreuz christlichen Ursprungs?

Ja und Nein. Wie schon in einem früher veröffentlichten Beitrag erwähnt („Davidstern und Hugenottenkreuz“), sei hier der Text wiederholt: Auch das Schweizerkreuz hat nicht nur einen christlichen Ursprung. Es war beim Laupenkrieg 1339 ein leicht anzufertigendes Zeichen, das als einheitliches Symbol auf die unterschiedliche Kriegsbekleidung geheftet werden konnte. Man hat die Kämpfer gewissermassen „angekreuzelt“.

Der Hinweis auf das christliche Kreuz durch den das Heer begleitenden Leutpriester hat den Mannen für die bevorstehende Schlacht in psychologischer Hinsicht zweifellos zusätzlichen und vielleicht entscheidenden Mut gegeben.

Um 1500 wurden die Eidgenossen mit einer Fahne, die ein durchgehendes Kreuz aufwies, dargestellt; die deutschen Söldner dagegen mit einem Andreaskreuz (X). Auch viele Auszugsfählein der eidgenössischen Orte führten damals durchgehende Kreuzzeichen. Am bekanntesten sind wohl die geflammtten Fahnen des 18. Jahrhunderts mit der ebenfalls bis zum Fahnenrand reichenden Kreuzform.

Bei der Vereinheitlichung des Eidgenössischen Heerwesens im 19. Jahrhundert erhielt das schwebende Kreuz seine alleinige Gültigkeit. So konnte es nicht mit dem Hoheitszeichen von Savoyen oder Dänemark (Danebrog / „Dänentuch“) verwechselt werden.

Korrigendum

Ergänzung zum Artikel „Optische Täuschungen in der Wappenkunst“ im GHGB-Mitteilungsblatt Nr. 28:

Auf Seite 42 hat der weisse Kreis einen Durchmesser von 19mm, der schwarze dagegen 20mm. Der weisse Kreis erscheint also nicht mehr grösser wie in der Legende behauptet. Durch fortwährendes Kopieren für die Druckherstellung hat sich die optische Korrektur automatisch ergeben. Demnach scheinen die Kreise in der Publikation gleich gross zu sein, obschon sie mit dem Massstab gemessen verschieden sind. Hans Jenni



Ausschnitt aus der Chronik von Diebold Schilling „Die Bewirtung der Söldner aus den Waldstätten vor den Stadtmauern Berns 1339“. Die Eidgenossen sind mit einem gleichschenkligen Kreuz gekennzeichnet.

Adressen GHGB

Präsident	Guido Gerber Könizbergstr. 61, 3097 Liebefeld	031 971 32 67
Vizepräsident	Peter Wälti Forellenweg 22, 3110 Münsingen	031 721 37 78 p.waelti@bluewin.ch
Kassier/Mutationen	Peter Lauener Mösliweg 30, 3098 Köniz	079 285 25 53 lauener.peter@bluewin.ch
Auskünfte	Hans Minder Oberdorf, 3438 Lauperswil	034 496 75 93 minder@bluewin.ch
Sekretär	Peter Schranz Lüscherzweg 41, 3232 Ins	032 313 12 48 peter.schranz@bluewin.ch
Beisitzerin	Charlotte Seiler-Müller Sägegasse 79b, 3110 Münsingen	031 721 47 33 seiler.charlotte@bluewin.ch
Beisitzer	Huldrych Gastpar Cyrostrasse 10, 3006 Bern	031 351 51 56
Mitteilungsblatt/Webmaster	Andreas Blatter Belpbergstr. 38a, 3110 Münsingen	031 721 41 71/079 653 23 66 abl@andreasblatter.ch
Internet-Adressen	www.ghgb.ch	
Projektleiter GHGB	Walter Sommer 3937 Baltschieder	027 946 38 41 walter.sommer@swissonline.ch
Post-Konto	Genealogisch-Heraldische Gesellschaft Bern GHGB	30 - 19966-5

Antrag auf Mitgliedschaft

Heraustrennen oder fotokopieren und einsenden an: Peter Lauener, Mösliweg 30,
3098 Köniz

Ich möchte der Genealogisch-Heraldischen Gesellschaft beitreten:

Name Ledigname (bei Frauen)

Vornamen

Beruf

Heimatort(e)

Geburtsdatum

Adresse

PLZ Ort

Telefon privat Telefon Geschäft

Telefon mobile E-mail

Fax

Forschungsgebiete

Ort, Datum Unterschrift
